

Liebe Literaturfreunde!

Nach „Frucht der Sünde“ (2005) und „Wiener Blues oder vom Irrsinn des Lebens“ (2006), „Wir kennen unsere Zukunft, denn wir haben keine“ (2011), ist mein vierter Roman „Das geborgte Paradies“ neu erschienen (Arovell Verlag Gosau Salzburg Wien 2014, ISBN 3783902808769, broschiert, 250 Seiten - € 14,90, www.arovell.at © Arovell Verlag, Austria).

Das Buch ist im Handel, über angeführte Links oder bei mir persönlich erhältlich.

Mit freundlichen Grüßen
Franz N. Bäcker

Franz Nikolaus Bäcker,
Das geborgte Paradies,
Erzählung - ISBN 3783902808769
Buchnummer g876
Arovell Verlag Gosau Salzburg Wien 2014
www.arovell.at © Arovell Verlag, Austria



(© fn.baecker)

Dunkel schimmernde Mangrovenwälder, durch dessen Gewässer bedrohlich das Gurren eines Leistenkrokodils hallt. Bellende Tauben hoch oben im immergrünen Muskatnussbaum. Kreischend steigt ein Schwarm burgunderroter Vögel hoch. Tätowierte Männer mit Ovula Schnecken als Penisschmuck ziehen durch das Dickicht, betäubt von der Wirkung des Kava-Kava-Gebräus. Eine Insel im Nebel, dahinter der fauchende Vulkan ...

Die Welt als eine Insel von vor hunderten Jahren – eine Parabel auf die Menschheit und die Konsequenz ihres verblendeten Handelns. Die Dreieinigkeit: Gott, Mensch und die Natur in unheilbarer Verstrickung. Zwei Völker, zwei Religionen, zwei Meinungen.

Franz Nikolaus Bäcker, Autor aus Niederösterreich, legt mit „Das geborgte Paradies“ seinen vierten Roman vor.



3783902808769

arove||

arove|| g876

Franz N. Bäcker, Das geborgte Paradies - Erzählung



Kurzinhalt:

Dunkel schimmernde Mangrovenwälder, durch dessen Gewässer bedrohlich das Grollen eines Leistenkrokodils hallt. Bellende Tauben hoch oben im immergrünen Muskatnussbaum. Kreischend steigt ein Schwarm burgunderroter Vögel hoch. Tätowierte Männer mit Ovula Schnecken als Penisschmuck ziehen durch das Dickicht, betäubt von der Wirkung des Kava-Kava-Gebräus. Eine Insel im Nebel, dahinter der fauchende Vulkan ...

Die Welt als eine Insel von vor hundert Jahren – eine Parabel auf die Menschheit und die Konsequenz ihres verblendeten Handelns. Die Dreiuneinigkeit: Gott, Mensch und die Natur in unheilbarer Verstrickung. Zwei Völker, zwei Religionen, zwei Meinungen – doch was, wenn auch noch Fauna und Flora mitmischen?

Eine Erzählung wahrer Begebenheiten, dennoch frei erfunden. Eine Erzählung, die von den Geschehnissen auf der Osterinsel berichtet, von der Hawai'i-Insel Kīlauea und ein wenig vom Vulkan Merapi auf Java.

Eine Erzählung von Gottesfurcht und Menschenverachtung, in der einst wunderschönen Kulisse einer gewaltigen Natur. Eine Erzählung, deren Grundton elegisch in Moll schwingt, doch über allem klingt die Hoffnung klar und rein!

Leseprobe:

Teil Eins

Von jeher haben sie gelernt mit allen Unwägbarkeiten des Wassers im Lauf ihres Daseins zu leben. Wasser ist lebensstiftend und sanft, ebenso böse und zerstörerisch. Es wiegt sie in den Schlaf und vertreibt sie fluchtartig ins Innere des Landes, wenn sich die große Welle dem Strand nähert. Wasser dient ihnen zu trinken, labt sie und ist gleichzeitig imstande sie zu ertränken.

Es reinigt vom Dreck der Welt und andererseits lässt es einen gar hässlich aussehen, wenn man drei Tage darin bäuchlings nach oben treibt. Wasser – Quelle des Lebens und Element der Zerstörung! Vor allem schenkt es ihnen Nahrung – in Hülle und Fülle – einst ... und jetzt?

Wasser hat keinen Geschmack und doch lieben die Menschen seinen Geschmack. Vielleicht, weil der Mensch selbst in einem Verhältnis von knapp zwei zu eins mehr aus Flüssig- als aus Festsubstanzen besteht, und unter diesem Aspekt wohl auch seine Launenhaftigkeit zu verstehen ist, wie auch die der Natur, weil mehr als zwei Drittel der Erdoberfläche mit der fließenden Bewegung des Wassers konfrontiert ist. Dabei sind davon bloß drei von hundert Teilen genießbar und der Rest verursacht böse Krampfanfälle, Bewusstlosigkeit bis hin zu Gehirnschäden und Nierenversagen. Man kann es getrost paradox nennen – und jeder Schiffbrüchige kann mit verkrusteten Lippen ein leidvolles Lied davon singen, vielmehr krächzen: Zu viel Salzwasser-genuss lässt einen innerlich austrocknen – und wird dieser Prozess von der Wissenschaft behübschend als Osmose bezeichnet.

Doch wir wollen uns zuallererst mit den Menschen beschäftigen, die ihre beschwerlichen Tage in besorgter Symbiose mit dem lebens-wichtigen dito gefährlichen Nass verbrachten.

Um diese Menschen näher kennen zu lernen, müssen wir uns ihren Führer und Vertreter genauer ansehen, denn jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, sollte bald ein französischer Philosoph zum Besten geben.

Der einfache Menschenschlag auf diesem Teil der Insel machte sich aber keinerlei Gedanken über das was sie verdienten. Sie hatten im Laufe der Zeit gelernt, Entscheidungen zu akzeptieren. Sich zu fügen sicherte schließlich besser das Überleben, als ständig anzukämpfen. Sie verließen sich auf ihre Hände und ihre Lenden, sie hörten auf die Ältesten und beachteten die Zeichen der Natur. Sie glaubten an die Götter und an die Überlieferungen der Alten. Man kann es auf einen Nenner bringen, in dem man getrost behaupten darf: Wer satt war, war zufrieden – und den brauchte ein Regierender nicht zu fürchten!

Um diese nicht unwichtige Binsenweisheit wusste der Häuptling dieses Stamms nur zu gut ... Und dieser Häuptling stand wie eine Statue seiner selbst im Zwielflicht der Abenddämmerung; seine beiden dünnen Beine fest in den sandigen Boden gerammt, starrte er mit zusammengekniffenen Augen in den pastellfarbenen Horizont, die glitzernde Naht, wo Himmel und Erde zusammengenäht waren. Das rötliche Abendlicht war zärtlich wie ein Mutterkuss an die Stirn des Sohnes, doch er kannte die Kühle der Nacht.

Akons kantiger mahlender Unterkiefer bezeugte den anderen, wie er angestrengt nachdachte und keiner hätte es gewagt ihn anzusprechen. Aber sie waren sowieso alle in ihren armseligen Behausungen, um sich für die Nacht einzurichten, mit sorgenvollen Mienen und der Angst, vielleicht morgen schon ihre staubigen Knochen schmecken zu müssen.

Der Stammeshäuptling, gefangen in einem Gedankenlabyrinth, wo keiner ihn erreichen oder hinausführen konnte, zermartete seinen Kopf über den Wandel der Zeit und diese leidvollen Gedankenblüten verursachten einen schneidenden Schmerz in der Senkgrube seines Gedärms. Die Last der Verantwortung ließ seine Schultern absacken und seine schweren Augenlider flatterten wie Palmenwedel im Wind.

Ohne seinen faltigen Truthahnhalbes zu verdrehen, den verschiedene Ketten und Lederbänder mit Perlen, Klauen und Tierzähnen schmückten, rollte er seine schlammbräunlichen Augen ein wenig nach rechts und sah mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Verabscheuung zum Kegel des Vulkans hoch, über den sich dünne Rauchfahnen kräuselten. Der Gott des Vulkans schien gerade zu schlafen, aber es war die Ruhe vor dem stürmischen Erwachen!

Akon traute ihm nicht mehr – konnte man überhaupt den Göttern trauen? Auch wenn er es vor den anderen nie zugeben würde, aber sein einst so fester Glaube bröckelte wie das mächtige Korallenriff im Südosten der Insel. Und doch war die Furcht groß genug, alles zu tun, um Thogg zu gefallen und ein würdiger Diener zu sein. Sein Missfallen und seinen Zorn zu erregen, konnten sie sich nicht leisten – niemand konnte das –, denn sonst hätten sie jede Hoffnung auf das Leben im Paradies verwirkt ... Und er, Akon, seinen Rang als erlauchter Stammeshäuptling und damit seinen Anspruch auf die erste Mahlzeit im Dorf. Abgesehen davon war die drohende Prophezeiung, bis in alle Ewigkeiten im Innersten des Vulkans im lodernden Feuer Ketten zu schmieden, auch nicht besonders aufmunternd.

Die heranschleichende Flut fraß ihm den Sand unter den Füßen weg. Seine knolligen Zehen waren um Balance bemüht und er wankte leicht im Rhythmus der Brandung. Akon war erbost und enttäuscht zugleich und seine Mundwinkel senkten sich hinab, als wollten sie ein Bad in der lauen Strömung nehmen.

Schwankend mit einer Leichenbittermiene stand er da wie das Sinnbild eines traurigen Gleichnisses: Nicht nur die widrigen Umstände des Zeitenwandels, selbst der Gezeitenwechsel untergruben seinen Stand, wie auch seine Autorität im Rat der Ältesten allmählich unterminiert wurde, wie überhaupt im ganzen Dorf.

Natürlich hatte er es schon längst bemerkt, er war doch nicht dumm!

Mit einer wedelnden Handbewegung wie um lästige Mücken zu verscheuchen, bekräftigte er seine Erkenntnisse. Er sah es an ihren auf-begehrenden Blicken, an ihren abfälligen Gebärden, an dem Tuscheln hinter vorgehaltenen Händen. Er vernahm es im Tonfall und hörte es säuselnd im Wind.

Sogar mit seinem Sohn war er sich vorhin in den Haaren gelegen. Sein eigen Fleisch und Blut wollte ihm nicht mehr gehorchen! Scheinbar alles und jeder hatte sich gegen ihn verschworen! Aber er würde es ihnen schon zeigen! Noch hatte er zwei kräftige Arme und einen gesunden Verstand. Nicht umsonst war er der Bewahrer der Legende, der Bezwinger der Königin des Dschungels, der Würger der Seeschlange, der mit dem Wasser murmelt, der rechts neben Thogg sitzt usw. usf.

Mit seinen dünnen Beinen, seinen über dem Wohlstandsbäuchlein verschränkten Armen und den von der aufziehenden Brise verwehten Federn seines Kopfschmucks sah er jetzt aus wie ein trotziger Stelzvogel.

Die schäumende Gischt umspülte seine Haut und ohne Zweifel merkte er es: Das Wasser war wärmer geworden. Es war deutlich zu spüren! Er konnte sich nicht erinnern, den Ozean je so lauwarm erlebt zu haben und auch aus den Überlieferungen war ihm nichts Derartiges in seine von Haarbüscheln und Salzkrusten verstopften Ohrgänge gedrungen. Der Haken daran war, dass Fische diese Brühe nicht mochten und sich immer weiter ins Meer zurückzogen – damit unerreichbar für ihre kleinen Boote.

Der Häuptling dachte heftig über die Zeichen und ihre Bedeutung für seine Zukunft – und die seines Volkes nach. Pulsierende Adern zogen an seinen Schläfen auf wie kleine blaue Würmer auf Wanderschaft. Er war überzeugt, ein gewissenhafter Stammesführer zu sein, aber wie sollte er ihnen etwas erklären, was er selbst nicht verstand? Seine Eingeweide zogen sich schmerzhaft zusammen, während seine Kiefer selbstvergessen und knirschend dem Mahlstrom ihrer unnützen Beschäftigung nachgingen.

So vergingen Minuten oder gar Stunden und der hellste Stern im Bild des Paradiesvogels funkelte bereits über der kleinen Insel. Irgendwo krächzte ein Papagei ein letztes Mal, um seinen zerrupften Kopf dann unter die schimmernde Schwinge zu kuscheln. Flughunde, Jungferngeckos, Hundertfüßer, allerhand Spinnen und andere Kinder der Nacht erwachten, krochen aus ihren Löchern und Höhlen auf der Suche nach unvorsichtiger Beute – und Leichtsinn war immer wieder zu finden – als wüssten es Lebewesen nicht besser ...

Plötzlich entließ Akon lautstark einen befreienden Wind in die Dünung, gewaltig und vibrierend. Der kleine Bruder eines Zyklons, zeigte Wirkung und ließ die halbe Insel aufhorchen. Einen Moment lang war es still, als würde das Eiland den Atem anhalten und dem Verursacher Respekt zollen, doch bald raschelte, keuchte, scharrte, kratzte, schnaufte und zischte es von neuem an allen Ecken und Enden. Die abendliche Kakophonie einer Betriebsamkeit, um das Morgen zu retten.

Endlich konnte er ein wenig klarer Denken. Auch wenn ihm nichts Vernünftiges zu diesem Problem einfiel, der Gedankenstrom konnte wieder ungehinderter fließen. Eine Blockade weniger!

Aber wenn man keinen besseren Rat wusste, sollte man sich eben auf das Altbewährte verlassen. Und alte Ideen bräuchten nur einen neuen Anstrich und ein wenig Humbug zur Präsentation, um sie als originell und wirkungsvoll feilzubieten.

Gleich morgen Vormittag würde er sich auf die Vulkaninsel hinüberbringen lassen, um mit Thogg ein Palaver abzuhalten. Die Leute aus seinem Stamm würden mit schlotternden Knien und im Takt klapperndem Gebiss im Boot warten, weil nur ihm es erlaubt war, dort an Land

zu gehen und demütig unter das Antlitz des mächtigen Gottes zu treten. Dann würde er ihnen unter viel Pomp und Trara Thoggs Wunsch übermitteln und der Bau konnte beginnen. Größer als alles Dagewesene sollte er werden – alles überragend – höher als alle Bauten dieser Narren für deren Tanga, den Gott des Meeres, auf der anderen Seite des Flusses. Einen neuen Altar für Thogg würde er bauen lassen. Einen Altar, den er einfach nicht übersehen konnte! Diesen Kretins da drüben sollten vor Staunen die Augen aus ihren verwirrten Papayaköpfen fallen und ihren kränkelnden Gott vergessen machen.

Unbewusst, als hätte sein Bein einen eigenen Willen, stampfte der Häuptling auf.

Ja, so wollte er es machen! Dieses Opfer würde den aufgebrachten Thogg beschwichtigen und sein Wohlwollen sollte wieder über ihn, Akon – und sein Volk – kommen!

Bald würden die Fische wieder zurückkehren und fröhlich in ihre Netze hüpfen. Bald könnten sie sich wieder vergnügt ihre Bäuche vollschlagen. Ihre Kinder würden wieder lachen und der mächtige Feuergott würde gnädig vom Berg des Vulkans auf sie herabschauen.

Ein heller Streifen der Zufriedenheit zog kurz über sein wettergegerbtes Antlitz und hinterließ ein entschlossenes Funkeln in den Augen – oder war es doch nur ein flackerndes Irrlicht?

Danach wollte er sich mit aller Energie der skandalösen Angelegenheit um seinen umnebelten Sohn widmen, dessen Gehirn anscheinend in seinen Penisköcher gerutscht war, sonst würde er nicht, Gerüchten zufolge, mit diesem Flittchen von Schamanentochter rummachen!